



Hinschauen, wo andere wegschauen

Das Lebenswerk des profilierten Kriegsfotografen Steve McCurry ist den ganzen Sommer im Semperdepot in Wien ausgestellt. 1984 gelang ihm mit dem Bild des 12-jährigen „Afghan Girl“ Sharbat Gula eine Ikone der Porträtfotografie. Er will aber nicht nur auf dieses Bild reduziert werden.

TEXT: CLEMENS ZAVARSKY

Kriegsberichterstattung wird gerne als die Königsdisziplin des Reporter-Wesens bezeichnet. Steve McCurry, der seit über 40 Jahren von diversen Kriegsschaupätzen wie Afghanistan, Jugoslawien oder Irak berichtet hat, sieht das nicht so. In seinen Fotos geht es nicht um brennende Gebäude oder explodierende Panzer. McCurry fotografiert die Konsequenz des Krieges und wie Menschen dennoch versuchen, ihren Alltag zu bewältigen. Um neun Uhr morgens erreichen wir ihn in seinem Atelier in Pennsylvania.

Ihr berühmtestes Bild, das „Afghanische Mädchen“ Sharbat Gula, schossen Sie 1984 und wurden so zum Star der Kriegsfotografie. Sie waren erst 34 Jahre alt. Hat dieser frühe Erfolg Ihre Arbeit beeinflusst? Nein, ich habe nie irgendwelchen Druck verspürt. Das Bild lag nicht wie ein zusätzliches Gewicht auf meinen Schultern.

Wie kam es zu dem Bild? Ich reiste über die Grenze nach Afghanistan, wo damals Krieg herrschte. Ich besuchte dort eine Schule und sah dieses Mädchen und wusste sofort, dass dieses Foto etwas Spezielles sein würde, etwas Unübliches. Es war eines dieser Bilder, das man sein Leben lang nicht vergisst.

Haben Sie damit gerechnet, dass Sie das Bild derart berühmt werden wird? Das kann man nie vorhersehen. Du weißt nie, wie auf deine Arbeit reagiert wird.

Sie haben natürlich nicht nur dieses Bild geschossen, aber es ist Ihr berühmtestes und Sie werden vordergründig darauf angesprochen. Ist es wie das *eine* Lied einer Band, das auf jedem Konzert gespielt werden muss, aber eigentlich nur mehr nervt? Nein, das ist in diesem Fall nicht so. Ich merke, dass meine Arbeit anerkannt wird. Wenn meine Arbeit den Menschen gefällt und sie sich davon angesprochen fühlen, dann muss man dafür dankbar sein.

Ihrem Lebenslauf entnehme ich, dass Sie eher per Zufall zum Kriegsfotograf geworden sind. Ich wollte nie ein Kriegsfotograf sein und sehe mich selbst auch nicht als einer. Ja, ich war über einen gewissen Zeitraum viel in Konfliktregionen unterwegs, würde mich dennoch nicht so bezeichnen. Denn: Es war nie der Krieg, der mich interessiert hat. Sondern welche Konsequenzen er hatte – vor allem auf die normale Bevölkerung, die darunter zu leiden hatte.

Mit welchen Erwartungen sind Sie in diese Regionen gereist? Man muss offen für alles sein. In erster Linie die Augen offen halten, Situationen abwägen. Aber mein letzter Kriegseinsatz ist auch schon 25 Jahre her.

Sie sind US-Amerikaner und haben früh ein spezielles Interesse an Afghanistan, Indien und Pakistan gezeigt. Warum? Als ich mich zum ersten Mal dazu entschlossen habe, in andere Teile der Welt zu reisen, reiste ich in entlegene Gegenden dieser Länder. Ich wollte sehen, wie die Menschen dort leben, ich wollte verschiedene Kulturen, eine andere Art von Menschen sehen; Ihre Religion und Architektur, und wie sie ihr Leben führen. So war das. Und wie es der Zufall wollte, war die erste Region in die es mich verschlug, Südost-Asien. Ich habe mich in die Region und überhaupt Asien verliebt. Irgendwie führte dann eines zum anderen und ich bin einfach von Indien nach Pakistan, von Nepal nach Bangladesch, nach Sri Lanka, nach Tibet, Thailand, Kambodscha weitergezogen. Mit diesen Orten fühle ich mich irgendwie verbunden.

Würden Sie sich selbst als rastlos bezeichnen? Ohja, ich bin ein sehr rastloser Mensch. Ich sehe gerne die Welt, in der wir leben. Ich will sie erleben und lerne auch gerne dazu. Das Leben ist kurz. Man hat nicht viel Zeit, und das Interessanteste und Erfüllendste, was man mit seinem Leben machen kann, ist zu sehen, in welcher Welt

wir leben. Das habe ich so gut es geht versucht, und das gibt mir das Gefühl, meine Zeit auf die beste Art und Weise verbracht zu haben.

Der Beruf des Kriegsreporters ist belastend. Viele Kollegen kommen aus diesen Regionen zurück und scheitern an ihrem Alltag. Wie haben Sie es geschafft, mit dem Gesehenen fertig zu werden? Jeder muss für sich selbst einen Weg finden, sein Leben normal weiterzuführen. Es ist eine Kopfsache. Man muss verstehen, dass diese Geschichten wichtig sind, damit die Welt informiert bleibt, was in ihr passiert. Ich habe für mich persönlich einen Weg gefunden, zu kontrollieren was ich an mich heranlasse und was nicht: Man muss die Kraft haben, es für sich zu behalten und versuchen, nicht darüber nachzudenken und sich nicht davon beeinflussen zu lassen. Aber diese Kraft musst du in dir selbst finden.

Ich war in zweimal im Irak, einmal in der Ukraine. Ich machte selten Fotos. Zum einen, weil ich sehr untalentiert bin, zum anderen weil ich als Reporter das Gesehene beschreiben und es dafür mit meinen eigenen Augen sehen muss. Sie sehen große Momente nur durch die Linse. Stört Sie das manchmal? Ich sehe das nicht so. Ich sehe eine Situation, ich fotografiere sie, und ich habe dann ein Bild, auf das ich mich beziehen kann. Manchmal erwischt man den Moment, manchmal verpasst man ihn.

Wie hat sich das Leben als professioneller Fotograf verändert, auch mit der Einführung der Smartphones? Nachdem ich nicht im aktuellen Nachrichtengeschäft oder bei einer Zeitung, einem Magazin angestellt bin, gibt es für mich auch keine Fristen. So kann ich auf meine eigene Art und Weise arbeiten, mit meinem eigenen Tempo. Ich fotografiere lieber persönliche Dinge, als per Auftrag. Für meine Kollegen bei Zeitungen und Magazinen ist die Welt sicher-



GEWINN SPIEL

Wir verlosen 3x2 Flexi-Tickets für Steve McCurry, inklusive Katalog der Ausstellung. Mehr Informationen siehe Seite 30.



Steve McCurry: die Ausstellung wurde bereits 2021 in Graz gezeigt, nun sind die großformatigen und hinterleuchteten Bilder auch im Wiener Sempdepot zu sehen! 100 überdimensionale Bilder schweben auf mehreren Ebenen und laden die Betrachter auf eine verdichtete Weltreise ein.

lich schwieriger geworden: Es gibt mehr Fotografen, das Internet ist unmittelbarer geworden, jeder hat ein Smartphone, jeder fotografiert. Schwer war es aber schon immer, es war nie einfach.

Wo andere wegschauen, müssen Sie die Kamera draufhalten. Wieviel Pietät kann man sich in Ihrem Beruf erlauben? Es ist manchmal äußerst schmerzhaft und schwierig. Manchmal ist der Moment unvorstellbar und man schafft es nicht, abzudrücken. Es ist von Fall zu Fall unterschiedlich, es gibt tatsächlich auch Situationen, die vielleicht nicht festgehalten werden müssen.

Wie gingen Sie mit Gefahrensituationen um? Unterschiedlich. Es muss einem klar sein: Wenn man sich mitten in einem Konflikt befindet, neigen die Menschen dazu, sehr hohe Emotionen zu haben, irrational zu sein. Und manchmal verlieren sie den Verstand.

Nach all dem was Sie gesehen haben, glauben Sie an Gott? Nicht im traditionellen Sinne. Ich glaube an eine universelle Macht.

Manch einer hat im Krieg den Weg zu Gott gefunden, andere haben ihren Glauben verloren. Das muss jeder für sich selbst entscheiden.

Gibt es Fotos, die Sie gerne gemacht hätten? Oder ein Foto, das Sie bereuen? Wahrscheinlich Tausende von Situationen. Man kann nicht immer alles machen. Im Leben haben wir alle einmal auch Gelegenheiten verpasst. Manchmal funktionierten die Dinge, manchmal nicht. Man muss positiv bleiben und dankbar sein für die Dinge, die gut geklappt haben. So ist das Leben. Man muss nur schlau und gut darin sein, Chancen zu erkennen, das Risiko abwägen und hoffentlich wird alles gut. Es gibt keine Garantie im Leben.

Im Film „The Secret Life of Walter Mitty“ spürt der Protagonist ganz am Ende den gesuchten Fotografen auf, der seit Stunden still sitzt, um ein seltenes Tier zu fotografieren. Am Ende macht er das Foto nicht, um den Moment nur für sich selbst ab-

zuspeichern. Waren Sie je in so einer Situation? Das ist mir kein einziges Mal in den Sinn gekommen, so etwas verstehe ich auch nicht. Es ist großartig für ihn, wenn ihm das wichtig ist, eine persönliche Sache. Vielleicht ist es für ihn besser, überhaupt nicht zu fotografieren und das Leben und den Moment zu schätzen. Leg die Kamera weg und genieß das Leben! Es wurden Billionen von Fotos gemacht und vielleicht sollten wir dankbar sein, dass er das Foto nicht gemacht hat, denn das Letzte, was wir brauchen, sind mehr Bilder. Es ist ein großartiger Film, eine großartige Idee, aber auch ein bisschen albern.

Welche Projekte stehen nun bei Ihnen an? Ich versuche, weiterhin Bücher zu veröffentlichen und auszustellen, ich arbeite also an verschiedenen Projekten. Aktuell bin ich gerade dabei, ein Buch über die „Hingabe“ zu beenden.

■ *Steve Mc Currys Ausstellung gastiert vom 8. Juli bis 24. September im Sempdepot.*